

WER BIN ICH,
EIN GANZES
VOLK
ZU FÜHREN?



MOSES

ICH KANN DAS
LEIDER NICHT
MIT WÖRTE
AUSDRÜCKEN



DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER

ICH
ERWARTE
EUCH
INKOGNITO!



UN BALLO IN MASCHERA



Wie wollen wir leben?

SAISONGESPRÄCH N° 5

T
H
E
A
T
E
R

B
A
S
E
L

EINE FRAGE VON VERANTWORTUNG

Harry Guggler im Gespräch mit Stephanie Gräve über die Schweiz, das Schreckgespenst der 14 Millionen und die Verantwortung des Architekten.

Harry Guggler muss erst noch den Gedanken zu Ende bringen. Er sitzt vor seinem Notebook, konzentriert. Ihm gegenüber am grossen Arbeitstisch die Besucherin; eine Mitarbeiterin bringt Tee, eine Kanne auf dem Tablett, schwarzer Tee mit Milch und Zucker. Guggler trinkt grünen Tee. Das Besprechungszimmer: ein schöner, schlichter Raum mit Holzdielen; man ist überrascht über die Weiträumigkeit der Bürofläche in diesem schmalen Haus. Die Sonne scheint durch die Fensterfront, eine schon winterliche Sonne, hell und gleissend. Man kann sich schon Weilmachten vorstellen trotz Sonnenschein – die dekorierten Schaufenster auf dem Weg wirken nicht mehr ganz fehl am Platz; diese Schaufenster, die an eine Schweizer Weilmacht in Wohlstand und Luxus

denken lassen. Das war nicht immer so in der Schweiz, sagt Harry Guggler.
HG: Noch mein Urgrossvater musste auswandern; er floh vor Armut und Hunger nach Amerika, kam nach Chicago. Dort war man weiter als in den Schweizer Bergen; die Elektrifizierung der Städte hatte begonnen. Mein Urgrossvater arbeitete daran mit, erwarb sich das nötige Knowhow und ging zurück, verschaffte den Gemeinden die Elektrifizierung und sich und seiner Familie ein Auskommen. Ich denke, deshalb ist die Frage Wohlstand/Nicht-Wohlstand so wichtig in unserem Land; die Erfahrung bitterer Not sitzt tief in den Schweizer Genen. Und dazu: Erstmal haben wir nichts, keinerlei Bodenschätze; aller Wohlstand muss erarbeitet werden.

SG: Schönheit – die hat die Schweiz. Eine unglaublich schöne Landschaft, die Berge ...
HG: Ja, natürlich. Die Berge, die Schönheit der Landschaft, Tourismus; aber eben: keine Rohstoffe. Und der Tourismus führt unweigerlich zur Frage: Wie gehen wir um mit unserer Heimat, wie erhalten wir die Schönheit dieser Landschaft bei wachsender Bevölkerung. Womit wir bei unserem Thema sind, den möglichen 14 Millionen Einwohnern zum 200 Jahr-Jubiläum unseres Bundesstaates 2048, bei dem fortwährenden Bevölkerungswachstum der letzten drei Jahre.
SG: Das Boot ist voll, 8 Millionen Einwohner sind genug; dieser Meinung begegnet man durchaus. Sie arbeiten an einer Studie mit anderem Ergebnis.

Weiterlesen auf S.5

SAISONGESPRÄCH N° 5

HG: Zunächst einmal muss man sehen, dass die Schweizer Politik der Isolation im 20. Jahrhundert ja ein regelrechtes Erfolgsmodell war; während in zwei Weltkriegen um uns herum die Welt in Schutt und Asche ging, machten wir die Erfahrung: Man kann sich abgrenzen und relativ gut überleben. Natürlich hat sich die Schweiz auch die Hände schmutzig gemacht; diese Mischung aus Zufluchtsstätte sein und gleichzeitig mit Nazideutschland kooperieren, das war eine unheimliche Gratwanderung. Aber diese positive Erfahrung mit Abgrenzung, gepaart mit der Elendserfahrung früherer Zeiten; das prägt die kollektive Psyche.

SG: Und die Idee der Zufluchtsstätte? Im zweiten Weltkrieg haben viele Künstler und Intellektuelle in der Schweiz eine neue Heimat gefunden, sicher nicht zum Schaden des kulturellen Lebens.

HG: Unser Land hat immer auch profitiert von den Immigranten; nehmen Sie nur die Hugenotten, die mit all ihrem Wissen hierher gekommen sind und so Wohlstand gebracht haben; die Schweiz war immer ein attraktiver Ort für die, denen es nicht gut ging, die verfolgt wurden. Und meine persönliche Meinung ist: Ich glaube, dass man die Schweiz durchaus noch ein bisschen voller packen kann in Bezug auf Raum, auf morphologische Strukturen. Das ist unser Forschungsprojekt. Das Schreckgespenst der 14 Millionen sozusagen von hinten aufzurollen, versuchen, die Angst abzubauen vor dieser Zahl.

ICH GLAUBE, DASS DIE SCHWEIZ DAS BESTE METROPOLITANE UMFELD BIETET, DAS MAN ÜBERHAUPT FINDEN KANN.

SG: Und es könnte funktionieren?

HG: Unter bestimmten Bedingungen, ja. Allerdings: Die Raumplanung, wie sie in den letzten Jahrzehnten betrieben wurde, kann nicht mehr funktionieren; wir müssen dringend der Zersiedelung ein Ende machen, um die Umwelt zu retten. Unser Projekt zielt darauf ab, wie man die Qualitäten der Schweiz auch bei wachsender Bevölkerung erhalten kann. Ich glaube, dass die Schweiz das beste metropolitane Umfeld bietet, das man überhaupt finden kann; man kann das Land gut mit London vergleichen – die gleiche Bevölkerungszahl, das Vorhandensein aller sozialen Schichten und Strukturen, nur eben, dass London gerade mal die Fläche des Kantons Zürich hat. Wenn man nun also London als eine geschrumpfte Schweiz und gleichzeitig als Vorbild einer kompakten Stadt nimmt, fällt vor allem eine Errungenschaft auf: der green belt, der Grüngürtel rund um die Stadt.

SG: Und den braucht die Schweiz? Einen Grüngürtel, in dem nicht gebaut werden darf? Aber heisst das dann nicht doch: kein Platz mehr für weitere Menschen?

HG: Das darf es eben nicht heissen; wir müssen die Angst vor der Immigration abbauen, denn die Immigration werden wir nicht abbauen können. Und das dürfen

wir auch nicht. Denn all das, was uns so viel bedeutet in der Schweiz, die Schönheit des Landes, der Wohlstand, die Sicherheit, das friedliche Zusammenleben, die vorbildlichen demokratischen Strukturen – das wird weiterhin dazu führen, dass Menschen hier leben wollen, und besonders Menschen, die in Not sind. Und ich halte es für eine moralische Pflicht, diese Menschen aufzunehmen. Dafür die räumlichen Strukturen zu entwickeln und gleichzeitig die Zersiedelung zu stoppen, ist unser Vorhaben.

SG: Das Thema Zersiedelung ist ja ein Dauerbrenner. Ich verstehe nichts von Architektur, aber ein wenig von Literatur und habe –achtung: Die Schweiz – von Max Frisch gelesen, der von beidem was verstand. Und der drohenden Zersiedelung gleich mit einer neuen Stadt entgegenwirken wollte; ohne Erfolg.

HG: Die Schweiz hat einen gewissen antiurbanen Reflex, das muss man wissen; so gab es zum Beispiel viele Jahre lang ein Hochhausverbot in Zürich. In den letzten Jahren hat ein Mentalitätswandel stattgefunden, die Fragen werden neu gestellt. Wir begreifen, dass die Zersiedelung durch Einfamilienhäuser an ihre Grenzen gekommen ist, dass man die Städte verdichten muss, nicht ausweiten. Damit stösst man selbstverständlich auf Probleme: die Denkmalpflege – nicht alles kann erhalten bleiben; die Frage, wie man das Land energetisch betreibt, wenn 2050 fünf Kernkraftwerke abgeschaltet werden. Da kommt man an unbequeme Themen, wie Staudämme und Windkraftwerke, die mit dem Heimatschutz kollidieren. Aber vor allem muss man sich mit dem offensichtlich doch tiefen Bedürfnis der Menschen auseinandersetzen, im eigenen Haus im Grünen zu leben, seinen Freiraum zu haben.

SG: Dann ist das Einfamilienhaus so etwas wie eine persönliche kleine Schweiz? Es bietet Schönheit und Sicherheit, ein bisschen Natur und Wohlstand und ein bisschen Isolation?

HG: Das könnte man so sehen. Die Sehnsucht der Menschen nach Privatheit, den Bezug zur Natur, dem Ausblick ist nicht zu unterschätzen; das muss man als Architekt auch in der Stadt bieten können. Sie merken, ich widerspreche mir selbst; ich rede von der kompakten Stadt, um der Zersiedelung Einhalt zu gebieten, will aber andererseits diese Sehnsucht ernst nehmen. In den letzten Jahren ist es ja schon zum Dogma unter Stadtplanern und Architekten geworden, die kompakte Stadt zu predigen; man war sofort der Gutmensch, weil man die Natur vor weiterer Vernichtung schützte. Aber ganz so einfach ist es eben nicht; es gibt mittlerweile Studien aus Finnland, die belegen, dass der Energieverbrauch in Helsinki letztlich viel höher ist als in ruralen Gebieten; weil man zwar weniger weite Strecken mit dem Auto zurücklegt, aber dann eben doch den easyjet-Flug nach Barcelona bucht. Das ist überhaupt ein wichtiger Punkt bei der Frage nach den 14 Millionen; man kann sie unterbringen, ohne die Landschaft zu zerstören, aber unsere Ansprüche an Mobilität müssen wir dringend überdenken. In der Schweiz wird es fast als humanitäres Gut betrachtet, dass man jederzeit überall hin gelangen kann – das wird komplizierter bei wachsender Einwohnerzahl.

SG: Und trägt ohnehin zur Zerstörung unserer Umwelt bei – dem unsere Autos, unsere easyjet-Flüge sind wesentlich für den Klimawandel mitverantwortlich.

Also doch die kompakte Stadt, nur eben noch kompakter: man fliegt gar nicht mehr weg? Fährt aber auch nicht ins Grüne, der Grüngürtel muss rein in die Stadt?

HG: Auch dazu gibt es interessante Untersuchungen; wenn man es als Kurve sieht, wird die verdichtete Stadt zunächst einmal nachhaltiger, auch sozial verträglicher und gerechter; bei zunehmender Verdichtung verkehrt es sich aber wieder ins Gegenteil; man will ausbrechen, was schlecht ist für die Energiebilanz wie für die soziale Gerechtigkeit, weil der Reiche es sich leisten kann, der Arme aber nicht; das schürt Konflikte. Es gibt eben keine einfache Antwort; diese Siedlungs- und Umwelthänomene sind extrem komplex. Darum hat mich dieses allgemeine Credo der kompakten Stadt misstrauisch gemacht...

DAS BEWUSSTSEIN, DASS NACHHALTIGKEIT VOR UNSERER TÜR ZWAR BEGINNT, ABER NOCH LANGE NICHT ENDET.

SG: ... weil dem vielleicht auch ein gewisser Lebensanspruch des Menschen entgegensteht? Ein Trieb nach mehr, nach dem jeweils anderen Lebensentwurf; das kann man Kompensationsbedürfnis nennen oder Abenteuerlust, oder einfach nur: Lebenshunger. Es bleibt eben letztlich doch niemand nur in der noch so verdichteten Stadt?

HG: Die Zentralisierung, die Urbanisierung ist auch ein Interesse der Wirtschaft; die Wirtschaft braucht viel Masse; die Ökonomie war immer driving force bei der Entstehung grosser Städte. Vielleicht gibt es beim Menschen ja gar keine natürliche Tendenz zum Leben in der kompakten Stadt... wir wissen es nicht wirklich. Das ist übrigens Thema unseres aktuellen Forschungsprojekts, das wir 2013 in Mumbai präsentieren werden: «Compact City – sustainability or just sustaining economic laws?»

SG: Warum überhaupt stellen Sie sich als Architekt solche Fragen? Ich meine: Sie sind erfolgreich. Sie können weiterhin einfach nur schöne Gebäude entwerfen – stattdessen schlagen Sie sich mit gesellschaftlichen Fragestellungen und Forschungsprojekten herum...

HG: Eine berechtigte Frage; warum kümmern man sich als Architekt um Territorium, statt einfach Häuschen zu bauen. Vielleicht, weil es immer schwieriger geworden ist zu verstehen, was eigentlich unser Territorium ist; weil die fassbare Einheit von Stadt und Landschaft nicht mehr existiert; weil das, was wir als Natur bezeichnen, schon zweite Natur ist, rurale Landschaft, in die wir bereits eingegriffen haben, und die es zu schützen gilt, weil es die erste Natur längst kaum noch gibt; vielleicht, weil wir verstehen müssen, dass das Schmelzen der Polkappen unmittelbar damit zu tun hat, wie wir leben, wie wir Häuser bauen, was unsere Konzepte von Mobilität sind.

SG: Das heisst also: Sie sehen sich als Architekt in einer gesellschaftlichen Verantwortung?

HG: Unser Beruf hat eine lange Entwicklung durchgemacht vom Baumeister in der Antike bis heute; irgendwann spaltete sich dieser Baumeister auf in den Ingenieur und in den Architekten, und in manchen Bereichen, vor allem denen des Planens unserer Infrastruktur haben die Architekten fälschlicherweise das Feld komplett den Ingenieuren überlassen. Der Ingenieur, der eine Strasse von A nach B baut, nimmt schlimmstenfalls einfach die direkte Verbindung; der Architekt ist vielleicht ein bisschen besser geschult; denn ein Haus zu bauen, das hat damit zu tun, wie Menschen leben wollen; damit hat er sich beschäftigt.

SG: Und diese bessere Schulung: ist das nicht mehr als ein Wissen um Lebensweise; hat das nicht auch wieder mit Schönheit zu tun?

HG: Ganz sicher; die Nationalstrassen in der Schweiz, die von Architekten begleitet wurden, sind die besten; und das hat unbedingt mit Schönheit zu tun. Aber Schönheit ist nicht einfach nur, was schön aussieht; es gehört viel mehr dazu. Das Bewusstsein, dass Nachhaltigkeit vor unserer Türe zwar beginnt, aber noch lange nicht endet; dass es nicht Richtig und Falsch gibt, aber ein Besser und Schlechter, dem man sich anzunähern versuchen muss. Das meine ich mit: unser Territorium begreifen. Das ist die gesellschaftliche Verantwortung, das sind Ethos und Pathos unseres Berufs.



Monika Joos, Harry Guggler und Katja Kleinert im Atelier

EDITORIAL

WAS MAN JETZT SO DENKEN KANN

Dass bald Weihnachten ist; dass sie schön aussieht, die leuchtend dekorierte Stadt; dass es irgendwann wieder so kalt werden könnte wie im vergangenen Winter; dass wir es zum Glück warm und gemütlich haben in unseren geschmückten

Wohnungen; dass jeden Winter Menschen des Nachts auf der Strasse erfrieren, obdachlose Menschen; dass Miles Davis geschrieben hat: *It's a time when the greedy give a dime to the needy*; dass es einmal ein Volk gab, das unterdrückt war und das ausgezogen ist aus Ägypten; dass die Lage immer noch nicht stabil ist in Ägypten; dass Menschen auf Müllhalden leben, weil sie von Müll leben; dass wir die doppelte Menge Gebührensäcke brauchen an Weihnachten; dass manchmal Musik hilft, eine Geschichte zu erzählen, die uns die Sprache verschlägt; dass Miles Davis geschrieben hat: *when you're blue at Christmas time you see right through all the waste, all the shame, all the bustle*; dass uns ein

Kind geschenkt wurde; dass wir daran glauben oder nicht; dass es Kinder gibt, die keine Geschenke bekommen werden an diesem Weihnachtsfest; dass Werther sich getötet hat aus unerfüllter Liebe und aus Einsamkeit; dass Menschen einsam sein werden an diesem Weihnachten, im Krankenhaus, im Pflegeheim; dass im Theater an jedem Tag in der Adventszeit ein Türchen geöffnet wird, um Freude zu bringen; dass ein Kind in einem Stall geboren wurde, weil kein Platz mehr in der Herberge war; dass manchmal kein Platz mehr ist in der Herberge, aber die Suite ist noch frei; dass es eine Frage des Geldes ist; dass unzählige Menschen auf der Flucht sind an die-

sem Weihnachten; dass unsere Herberge noch nicht voll ist; dass Miles Davis geschrieben hat: *lots of hungry homeless children in your own backyard, while you're very very busy addressing twenty-zillion Christmas Cards*; dass Politik ein verdammt schmutziges Geschäft sein kann, nicht nur in Boston; dass Verd darüber grossartige Musik geschrieben hat; dass ein Maskenball Schutz bieten kann für ein Verbrechen; dass wir bald ein grosses Fest feiern; dass wir all das denken können und trotzdem weiter machen, besser machen, auch wenn Miles Davis geschrieben hat: *Merry Christmas, I hope yours is a fine one but for me it's blue*. 50